

Neues vom Mordbüro

Barbara Paul: „Mordsalär“. Aus dem Amerikanischen von Melanie Walz. Piper Verlag, München; 208 Seiten; 12,80 Mark.

Bei „Pluto“ denken die einen an Disneys animierten Hund, andere an diesen deprimierenden Planeten, der einem das ausgeglichene Horoskop vermässelt. Leon Walsh, Gründer und jetzt nur noch Lektor einer einstmals edlen literarischen Vierteljahresschrift namens „Summit“, weiß mehr: Pluto ist der Totengott. Aber Wissen macht selten glücklich, jedenfalls nicht Leon Walsh, das leibhaftige Prinzip Unglück. Zwei Gattinnen suchten vor ihm das Weite, bissige Köter dagegen stets seine Nähe. Schuld an seinem größten Desaster aber ist Jerry Sussman, sein Kompagnon, ein Kulturbanause, der „Summit“ zum sechsten Monatsblatt für Großanzeigenkunden heraufgewirtschaftet hat. Gerade will er es verhökern an einen Giganten der Regenbogenmedien, da zeigt sich, was Pluto noch sein kann: ein Ein-Mann-Mordbüro im heutigen New York. Eines schönen Tages nämlich liegt Sussman

erschossen auf offener Straße herum, plötzlich und unerwartet – für Leon Walsh. Und dann flattert Walsh eine Rechnung ins Haus, „Für geleistete Dienste: 1 Mord in Abstimmung mit Alibi \$ 100 000“.

Walsh ist nicht der einzige unfreiwillige „Kunde“ Plutoscher Serviceleistungen. Die reizende Freizeitpark-Architektin, die den städtischen Auftrag doch bekommt, weil ihr Konkurrent ermordet wird, sagt sogar artig „Dankeschön“, bevor sie die Dollar zum toten Briefkasten trägt.

Mit Walsh allerdings hat Pluto sich verrechnet: Er hat kein Geld, und deshalb schreibt er in „Summit“ eine Story über einen gewissen Osiris und hofft, daß die ihm den monetären Durchbruch bringt. Statt dessen bringt sie Lieutenant Murtaugh auf Plutos Spuren. Früher, als er nur drei „Aufträge“ pro Jahr erledigte, wären Pluto derlei Fehler nicht passiert. Er arbeitete einfach zu viel, seit er dieses sündteure Schweizer Chalet entdeckt hatte . . . Gut, daß auch ein Lieutenant Murtaugh einen karriereknickenden Kotzbrocken zum Vorgesetzten hat.

Den gerissenen Plot hat die Autorin Barbara Paul, Literaturdozentin aus Pittsburgh, dem legendären „Mordbüro“ Jack Londons nachempfunden. Und sie hat ihn meisterhaft gewendet: Ihr Pluto führt ein postmodernes Mordbüro, das nicht mehr, wie bei London, uneigennützig auf „kapitalistische Parasiten“ losgeht – Pluto selbst ist ein cool kalkulierender, kapitalistischer Marktlücken-Crack. Man genießt „Mordsalär“ als brillant erzähltes und raffiniert vernetztes Werk, spannend bis zum hunds-gemeinen Ende, das einen den Erfinder der Elektrizität in den Hades wünschen läßt.

Terror von Rimbaud

Jean-Bernard Pouy: „Feuer für Jeanne“. Aus dem Französischen von Karin Schulze. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg; 156 Seiten; 6,80 Mark.

Im Hauptgebäude des Pariser Flughafens Orly rast ein junger Rollschuhfahrer auf den Schalter der British Airways zu und schleudert aus vollem Lauf einen schweren Plastikbeutel auf die Angestellten. Der Beutel platzt und besudelt Stewardessen, Schalter und Terminals mit einer stinkenden, roten Flüssigkeit: Blut. Der unheimliche Kleckser läßt anschließend

eine Stahlkugel über seinem Schädel kreisen, zertrümmert eine Glaswand, saust hindurch, landet auf dem Rücksitz eines wartenden Motorrads und entkommt.

Dieses perfekte Attentat ist bereits das dritte in Paris, das sich gegen Engländer und englische Institutionen richtet. Die Polizei ist ratlos. Ein Bekennerbrief steigert nur ihre Verwirrung: Er ist mit Arthur Rimbaud unterzeichnet.

Der mit dem „Grand Prix de la Ville de Reims“ ausgezeichnete französische Krimiautor Jean-Bernard Pouy, 43, beschreibt in seinem perfekt konstruierten Roman „Feuer für Jeanne“ den poetischen Terror einer erotisierten Viererbande.

Die 18jährige Anna Slovic ist vor Jahren beinahe Opfer einer Vergewaltigung durch betrunkene englische Touristen geworden, wobei der fragilen Schönheit im Gerangel das Knie zerschmettert wurde. Bei ihrem Rachefeldzug gegen die „Roastbeeffresser“ wird ihr nicht nur Arthur Rimbaud, der an den Folgen eines Tumors im Knie starb, zum Leitstern. Ihr unbändiger Engländerhaß, dem neben dem britischen Botschafter auch eine Punkband aus Leeds zum Opfer fällt, ist dem der Jeanne d'Arc nachinszeniert. An der Seite Annas kämpfen der ihr ergebene schwule Bruder Ivo, den sie nach dem berühmten, Knaben liebenden und Knaben schlachtenden Kampfgefährten der „Jungfrau von Orleans“ Gilles de Rais nennt, und zwei in Liebe zu ihr entbrannte Ritter des 20. Jahrhunderts, Jean und Daniel, für Anna nur „Sire de Xaintrailles“ und „La Hire“. Sie werden, nachdem sie lange nur ihre entzückenden rosa Augen anbeten durften, in einer Nacht schließlich beide belohnt.

In genau hundert, in der Perspektive jeweils wechselnden Kapiteln erzählt Pouy die Geschichte der anarchistischen „Rimbaud“-Gruppe, die, besonders hinterhältig, gar keinem wirklichen Plan folgt, sondern chaotisch handelt und damit unvorhersehbar.

Virtuos wechselt Pouys Erzählstil vom inneren Monolog zum Gedicht, von der Zeitungsmeldung zum Tagebuch, von Reflexionen über „Gott“ zu den Kampfschreien von Hardcore-Rockern, die sich „Pigs“ nennen . . . Ein hinreißend finsternes Buch.

Ein Killer für Hollywood

Gundolf S. Freyermuth: „Der Ausweg“. Rasch und Röhring Verlag, Hamburg; 368 Seiten; 39,80 Mark.

Für das erste Bewerbungsgespräch seines Lebens kauft er sich eine Krawatte, ein „gehäkeltes überbreites weinrotes Monstrum“, was schon alles sagt über eine Null wie Harry Mann. Er ist ein Versager, der nicht nur modisch im Niemandsland steckengeblieben ist, irgendwo zwischen den ersten Vietnamdemonstrationen und den Second-hand-Boutiquen der siebziger Jahre.

Er ist ein Schnorrer und Gelegenheitsjobber, der in seiner West-Berliner Altbauwohnung überwintert wie Diogenes in seiner Tonne. Die Freundin hat ihn verlassen, und die anderen haben sich in bürgerliche Karrieren davongemacht: als Kneipier, als Illustriertenreporter, als Hochschullehrer.

Doch während sich seine Freunde an die Gesellschaft verkauft haben, die sie früher kritisierten, ist auch Mann nicht untätig geblieben. Er hat sie studiert, die Republik und ihre Geschäfte, ihre Ellbogengesetze und ihre biegsame Moral. Aus sicherer Distanz. Mann hat einen Hang zum Grübeln: Er stellt sich die Frage nach dem Sinn des Lebens. Aber er stellt sie sich auf dem Computer, als faszinierende, intellektuelle Programm-Spielerei. In all den Jahren ist ein kühles, unsentimentales Talent in Mann herangereift, von dem niemand, am





allerwenigsten er selbst, etwas ahnte: Er hat das Zeug zum Killer.

Mit der weinroten, blutroten Krawatte macht Mann seinem neuen Chef die Aufwartung. Doch anderntags liegt eine Leiche am Swimming-pool des Zehlendorfer Bungalows, und Mann kann sich bald vor lukrativen Angeboten kaum retten. In der Folge tapert er nicht nur in eine Liebesgeschichte, die ihn fast um den Verstand bringt, sondern auch mittenmang durch einen finsternen Politskandal, dessen Labyrinth bis an die kalifornische Geldküste reichen.

Und Harry, der Versager aus der Berliner Boheme, erweist sich als professioneller als all die geheuerten Wichtig- und Muskelmänner, die ihr Handwerk von der Pike auf gelernt haben.

Nicht nur Harry Mann, sondern auch sein Erfinder ist Quer-einsteiger in die Branche. Mit „Der Ausweg“ hat der West-Berliner Literaturwissenschaftler und Reporter Gundolf S. Freyermuth sein Debüt im Thriller-Genre, dem „Heldenbusiness“ (Loren D. Estleman), abgeliefert. Ein fulminanter Einstieg: Freyermuths Tiefkühl-Prosa hat die Präzision (und bisweilen auch die Melancholie) von guten Rocktexten, ein Spiel aus brillanten Einsichten und Katerstimmungen, aus Verfolgungsjagden, lausigem Sex in Hollywood-Hotels und Geldpaketen in Hamburger Briefkästen, ja überhaupt Zahlungen und Tauschgeschäften aller Art, denn im kalt gekachelten Alptraum der achtziger Jahre hat alles seinen Preis: Morde, Meinungen, Körper, Liebe.

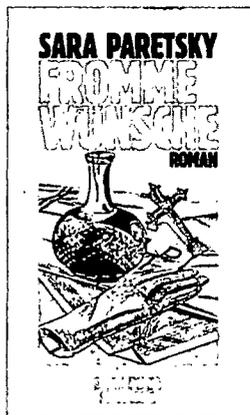
Harry Manns erster Mord ist fast ein Mißgeschick, moralisch ungefähr so anfechtbar wie die Wahl der falschen Krawatte. Daß er den anschließenden Sprung aus seinem Berliner Soziotop in ein internationales Haifischbecken aus geschmierten Politikern und bezahlten Killern überlebt, läßt hoffen – auf einen Folgeroman.

Chicago! Chicago!

Sara Paretsky: „Fromme Wünsche“. Aus dem Amerikanischen von Katja Münch. Piper Verlag, München; 228 Seiten; 12,80 Mark.

Das Kloster St. Albert hat einen sympathischen neuen Prior bekommen und eine gründliche Renovierung dringend nötig. Das an sich friedliche Nebeneinander dieser beiden Details führt zu einer Entdeckung, die dann doch für Brandanschläge und Freundschaftskrisen, für Mord und Totschlag sorgt. Der Klostersafe birgt nämlich nicht mehr die erwarteten Aktien im Wert von fünf Millionen Dollar, sondern Fälschungen vom Feinsten. Kurz danach jagen die Aktien des Versicherungskonzerns Ajax in merkwürdige Höhen, und das mitten in Chicago, das selbst mitten im Kapitalismus liegt. Die Sache ruft die Privatdetektivin V. I. Warshawski auf den Plan, die sich im Aktiengeschäft auskennt wie andere Frauen in Supermarkt-Angeboten.

Allen Gerüchten zum Trotz – Victoria Iphigenia Warshawski ist keine „Tochter Marlowes“, sie hat vielmehr eine hartgesottene Feministin zur „Mutter“. Sara Paretsky, Jahrgang 1947, fast 10 Jahre Verkaufsmanagerin in einer Versicherungsfirma, seit über 20 Jahren engagiert in der Frauenbewegung, ist in der neuen US-amerikanischen Krimiszene ein Superstar geworden. Fünfmal hat sie ihre trink-, schlag- und schießfeste Ermittlerin bisher auf die Buchmarktpiste geschickt und ganz nebenbei auch noch einen klassi-



schen Männerbund wie den noblen „Mystery Writers of America“ geknackt: Vor drei Jahren hat sie den harten Kern der Dissidentinnen mitbegründet, die „Sisters in Crime“, die endlich auch die Schreibtisch-Töterinnen besser in Medien und an Ladenkassen placieren sollen.

Der Feminismus Sara Paretskys ist alles andere als verbietet. Ihre widerwillig aus Fitneßgründen joggende Privatdetektivin mit den heißen Klamotten und den hohen Hacken pocht auf ihr „Right to sex life“. Mit Scharfsinn und hervorragenden Kenntnissen in der Wirtschaftskriminalität rollt sie, allein gegen die Mafia, den schmutzigen Chicagoer Aktien-skandal auf und bietet durchaus all das, was auch Männern Spaß macht.

Pistolen-Pädagogik

Pino Cacucci: „Outland Rock“. 5 starke Thriller. Aus dem Italienischen von Jürgen Bauer. Diogenes Verlag, Zürich; 368 Seiten; 34 Mark. Voraussichtlicher Auslieferungstermin: 25. August.

Es ist wie eine Serie von Photos in immer kürzeren Abständen und mit immer kleinerer Blende“, sagt einer der Killer in den Kurzthriller Pino Cacuccis, als er sich an seine Tat erinnert. Diesen photographischen Blick auf die Wirklichkeit, den der junge Autor auf Umberto Ecos Kunstschule trainierte, gibt er allen Helden seiner fünf Kurzgeschichten mit auf den Weg. Es sind detektivisch begabte Chaoten, die da aus dem alltagsneurotischen italienischen Durchschnittsleben unvermittelt in ihre Abenteuer stolpern. Ein namenloser Pferderennbahn-Kartenkontrolleur wird Zeuge des Mordes eines Polizisten an seinem Kollegen und muß später sein eigenes leibliches Ende beschreiben (Mord, glatter Schulterblattschuß). Der kleptomatische Student Aurelio, der mehr Glück hat und das Datensystem eines abgestürzten Satelliten auf seinem Dachgarten findet, läßt sich von internationalen Geheimdienstlern das Dolce vita eines reichen Frührentners (Reisen, Reisen, Reisen) bezahlen. Das verkannte Medizingenie Dr. Bombrini mausert sich zum coolen Mörder.

Entsprechend häufen sich die Leichen, die, breiig-schmierig-matschig, mit Sinn für blutige Ästhetik ins Bild gesetzt werden. Die Welt, die Cacuccis Thriller skizzieren, ist einfach, aber brutal: Die Macht gehört der Polizei, Industriekonzernen, Spielhöllenbossen, und jeder terrorisiert jeden. Es sind Einzelgänger, Muskel- und Ekelpakete, Steppenwölfe mit Gewaltzulage – der Stärkere gewinnt immer.



Kriminalist Cacucci erlaubt seinen Revolverhelden eine rigorose Absage an den gängigen Gefühlskatalog. Zwar sind auch hartgesottene „Pistoleros“ verletzlich – sie haben ödipale Schwellfüße, humpeln, erleiden Wadenkrämpfe oder versteigen sich in ein „Galileisches Delirium“ – aber gleichzeitig sind sie bis ins letzte so durchgestylt, als habe sie ein New Yorker Innenarchitekt entworfen. Krimi und Zeitgeist: Noch in der brenzligsten Situation wird stilvoll sublimiert, werden Trivialitäten zu philosophischen Offenbarungen aufgeschäumt, so daß ein vertrockneter Efeu in einer heruntergekommenen Studentenbude Bände spricht über die verkümmerte Sexualität seines Besitzers und ein Drink aus Gin und Campari schlichtweg zur „Grundlage der Postmoderne“ ausgerufen wird. In dieser photographisch abgebildeten Kunstwelt ist auch „Seele“ nur ein extravagantes Requisite. Da Cacuccis Lifestyle-Krimis gleichzeitig sehr keusch daherkommen, wurde der Autor mit dem katholischen Literaturpreis „Premio Giallo Cattolica '88“ belohnt. In der italienischen Intellektuellen-Szene hat Cacucci mittlerweile einen Spitznamen. Man nennt ihn den „großen Kalten“.